



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Δ: Aus Pesth.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

N u s P e f t h.

Wenn ich das Unglück hätte, zwischen der Statthalterschaft Christi und einer Krone beider Indien wählen zu müssen, ich würde keinen Augenblick anstehen, letztere zu verschmähen, und müßte ich barsuß nach Rom wandern, um mir von dem heiligen Collegium die Schlüssel zur Herrschaft beider Welten zu erbeten. Könige haben mit Revolutionen, Barricaden, Demokraten und selbst Schaffoten zu kämpfen, gegen welche sie zwar Bayonnette, Kanonen, Ordonnanzen und Galgen haben; allein Bayonnette besiegen nur selten die Revolution, nie die Völker; Kanonen räumen die Barricaden weg, die Demokraten bleiben; Ordonnanzen schlagen (wie der Bär mit dem Steine) das Volk mit der Demokratie todt, und dienen am Ende nur als Reisescheine nach Frohsdorf; Galgen brauchen Haynau's, und diese erfordern einen Heeresstand von 500,000 Mann. Da lobe ich mir meinen Stuhl Petri mit den weltbeherrschenden täglich glatt geküßten Pantoffeln.

Während im Mittelalter Konstantinopel, später die Reformation in hundert Gestalten und in neuerer Zeit Petersburg als der gedachte Erbe Konstantinopels gegen Rom ankämpften, verbindet sich jetzt Alles, was eine Krone oder ein Feudalrecht zu verlieren hat, offen oder heimlich mit dem Gott des Vatican, denn die Pest der Revolution hat zumeist die katholische Bevölkerung Europa's ergriffen, Frankreich, der Urheerd alles Unheils, Italien, Polen und Irland, die tausendköpfigen Hydren, huldigen fast ausschließlich, Ungarn, Baden zum großen Theil den Heiligen Roms, der griechisch-orientalische Gott muß sich also für eine Zeit gedulden und in Petersburg in Zurückgezogenheit verbleiben, bis der römische sich gesammelt und seine abtrünnigen Kinder wieder unter die alte Mütze gebracht hat, dann wird der Kampf wieder von neuem beginnen.

Daß die katholische Geistlichkeit diese Umstände gut auszubenten versteht, sehen wir in Rom, Neapel und Paris; aber selbst die heilige Consulta des Vatican hat es nicht zu jener Virtuosität gebracht, mit welcher die Kirchenväter in Oestreich zu manövriren wissen.

Noch als das Sicardinische Gesetz in Piemont ein Embryo war, wußte die Kirche sich in Oestreich für den zu erleidenden Abbruch durch die Aufhebung des *Placetum regium* zu entschädigen; als aber die Regierung von Turin es wagte, dem gotteslästerlichen Gesetze die Sanction zu geben und die geheiligte Person eines Erzbischofs in den Kerker zu stecken, gelang es der östreichischen Metropole, eine Verordnung des Kaisers zu erwirken, der zufolge „geistliche Personen katholischen Glaubens, den Fall der Dringlichkeit und Gefahr für den Staat ausgenommen, nur von ihrer eigenen, d. h. geistlichen Behörde belangt werden können.“ Die Kirche kennt keinen Stillstand, sondern schreitet unaufhaltsam vorwärts, und während sie mit einer Hand der jetzigen Generation ihre Wohlthaten spendet, streckt sie die andere in die Zukunft aus, um kommende Geschlechter vom Verderben zu retten. Der Geist des Friedens und der christlichen Demuth muß in das zarte Herz der Jugend gepflanzt werden, wenn die Gesellschaft nicht unaufhaltsam ihrem Verderben zuschreiten soll; die Kirche muß wieder die Lehrerin der Menschheit werden, wie zur Zeit der heidnischen Bekehrung. Unsere Regierung kann unmöglich diesem wohlwollenden Streben abhold sein, und das Verlangen der frommen Bischöfe:

„den katholischen Gymnasialunterricht ganz in ihre Hand zu legen“, wird gewiß bald erfüllt werden. Aber die Kirche kennt auch keine Grenzen in ihrem Eifer für die Sache der Ordnung und des legitimen Thrones, und in ihrer Erhabenheit über allem Irdischen ist sie selbst königlicher als der König, denn dieser hat in einem Anfall weltlicher Schwäche ganze Haufen von Erzebellen begnadigt; die Kirche ließ es zwar geschehen, aber unter den letzten 209, welche von den Kerkern zu Ruffstein, Spielberg, Munkatsch und Olmütz ausgespien wurden, waren auch einunddreißig abtrünnige katholische Pfarrer, diese wurden von dem heiligen Domcapitel verurtheilt, die von seiner Maj. erlassene Strafe in Klöstern abzubüßen.

Unter den vielen oft bewährten Mitteln, das alte Ansehen der Kirche wieder herzustellen, haben sich in Oestreich stets zwei besonders wirksam gezeigt, und unsere frommen Väter sind gewiß bemüht, in dieser schweren Zeit, wo Alles auf dem Spiele steht, auch diese in Anwendung zu bringen; ich meine: die Juden und die Wunder. In der Mosaik des östreichischen Staates gibt es keine Provinz, in welcher nicht einige Bezirke oder doch einzelne Städte das Privilegium hätten, keinen Juden in ihrem Weichbild aufnehmen zu müssen. Ja die loyalsten und rein katholischen Provinzen der Monarchie, wie Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Krain und Salzburg, kennen das alte Volk Gottes nur theils von Hörensagen, theils durch einige Hausirer und Markthändler, die sich bei ihnen nach eingeholter Erlaubniß ein- oder zweimal 24 Stunden aufhalten und dann weiter ziehen müssen. Diese jungfräulichen Provinzen, Bezirke und Städte sehen sich durch den Wortlaut des §. 1. der Grundrechte: „Der Genuß der bürgerlichen politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntniß unabhängig“ bedroht, ihre uralte „katholische Reinheit“ zu verlieren und den Bewohnern des Ghetto ihre Thore öffnen zu müssen; sie sind daher geneigt, den ganzen Plunder von Constitution hinzugeben, um nur von dem „Ungeziefer“ verschont zu bleiben. So entstanden die Petitionen von tyrolischen, steyermärkischen und andern Gemeinden um „Modificirung des §. 1.“ und die Krawalle in Mähren, Böhmen und Gallizien. Ja die frommen Väter gehen noch weiter, und diese Tage reichten mehrere Diöcesen ein Gesuch an das Ministerium des Cultus ein, „den jüdischen Aerzten die Praxis bei schwererkrankten Katholiken zu verbieten, weil sie da auf die religiösen Functionen schädlich einwirken.“

Die „Wunder“ unserer Zeit werden bald eine eigene Literatur bilden, und die „Wiener Zeitung“, das östreichische Regierungsorgan, wird uns in den nächsten Tagen einen officiellen Bericht über den Sachverhalt der blutschwizenden „Weißkirchen“ und die Wunderkraft des Schleimbacher Pfarrers bringen. Allein hierin dürften die frommen Väter doch einen Fehltritt gethan haben, daß sie die Wundererscheinungen und Judenverfolgungen in eine und dieselbe Zeit versetzten, denn an „Wundern“ war stets das Volk Jehova's das reichste, und unsere Juden müßten nur Stümper sein, wenn sie es den blutschwizenden Jungfrauen*) nicht zuvorthun sollten. Der Anfang ist bereits gemacht. Schon als Windischgrätz, der erste Peiniger der Juden in unserer Zeit, geschlagen und abberufen wurde, stellten die orthodoxen Söhne Israels Vergleichen an mit Haman,

*) Der Volkswitz hat sich bereits dieses Ausdrucks bemächtigt; als nämlich die Geschichte von der „Weißkirchen“ in einem Kaffeehause besprochen wurde, sagte ein Wigbold: „Was wundern Sie sich, meine Herren, daß ein schwaches Mädchen Blut schwitzt? Zeigen Sie mir einen Menschen in Oestreich, der in unserer Zeit nicht Blut schwitzt.“

Antiochus, Nero und Titus, und sie wurden in dem alten Glauben bekräftigt, „daß noch Keiner ein gutes Ende genommen, der das Volk Gottes drückte und verfolgte.“ Haynau's Absetzung hat sie in diesem Glauben bekräftigt, und in diesen Tagen zeigte sich sogar ein „wirkliches Wunder“ zu Gunsten dieser Behauptung. Ein Ofener Bürger hatte das Gras auf dem jüdischen Gottesacker von der Gemeinde gekauft und begab sich mit seinem Knechte dahin, um dasselbe abzumähen. Der Knecht erlaubte sich eine beschimpfende Handlung gegen das Grab eines Rabbi, der Wächter des Gottesackers stellte ihn darüber zu Rede. „Was!“ sagte der Knecht, „es ist ja nur ein frey... Jude, ich thue es eben, um an diesem verworfenen Geschlecht mein Müttschen zu kühlen.“ Der Wächter schüttelte bedenklich das Haupt. Indessen hatten die Mäher ihren Wagen beladen, der Knecht ging neben demselben her; allein als er zum Thore gelangte, streifte er mit seinem Arme die Mauer, diese stürzte zusammen und begrub den Knecht mit ihren Trümmern.

Wie die Nachrichten aus der Theißgegend lauten, soll dort die Unzufriedenheit eine außerordentliche Höhe erreicht haben. Das Tabaksmonopol und die fürchterliche Strenge, mit welcher die Honwedassentirungen fortgesetzt werden (den armen Bauern, deren Söhne in den Wäldern herumirren, werden 5 bis 10 Mann Gensd'armen einquartiert, diesen müssen sie Kost und Löhnung geben, bis sie ihre Söhne auffuchen und der Commission überliefern), thun bereits ihre Wirkung. △

Kleine Correspondenzen.

Englische Patronage.

Die Gouverneure der größern englischen Colonien haben bis 5000 Pfund Sterling Gehalt, einen bis zwei Paläste zu ihrer Disposition, viele auch übrigens noch sogenannte Domainen mit Obst- und Küchengärten zc. Einige Stellen in der Prerogative Court in London und andere dergleichen bringen bis 12,000 Pfund ein. Fragt man aber nach dem Gehalt des Ersten Lords der Schatzkammer (Premierministers), so ist selber eben auch 5000 Pfund nebst einer officiellen Residenz in St. James' Park, die Lord John Russell und andere gar nicht benützt haben, außer um darin ein paar Mal Tafel zu geben. Die andern Staatsminister haben blos 4000 Pf. jährlich, welches für einen unbemittelten Mann, wie z. B. Lord Palmerston einst war, beengend sein muß; denn der französische, russische und österreichische Botschafter haben ja 12,000 Pfd. reinen Gehalt, Wohnung und Tafelgelder nicht gerechnet. Wenn man aber Engländer auf diese Gehaltsanomalien ihrer Minister aufmerksam macht, so antworten sie bedeutungsvoll: „but look at their patronage!“ — „aber betrachten Sie doch ihre Patronage!“ Dieser den Engländern eigenthümliche Ausdruck bedeutet eine Gunst, die man von Amtswegen oder sonst auf materielle Weise Jemandem angedeihen läßt. Der sentimentale Deutsche möge wohl hier vorerst denken, der Vortheil, der den Ministern aus diesen Gunstverleihungen ersprießt — seien etwa Einladungen zu Tafeln zc.; aber ein kurzes Nachdenken und einigermaßen Eingehen in die hiesigen Verhältnisse belehren uns eines Andern — denn hier ist ein Ausgleichen zwischen 5-